Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 28 (1986)

Artikel: Natur und Heimat

Autor: Badilatti, Marco / Hofmann, Heini

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972001

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Natur und Heimat

Redaktionelle Vorbemerkung

Indem wir die nachfolgenden Beiträge aus der Feder Marco Badilattis und Heini Hofmanns unsern Lesern mit Wärme zur Lektüre empfehlen, dürfen wir darauf hinweisen, dass ihrer Feder unlängst je ein Werk entsprang, die beide bei der Presse und einer grossen Leserschaft dankbare Aufnahme fanden. Marco Badilatti, gebürtig aus Poschiavo, wirkte etliche Jahre als Geschäftsführer des Schweizer Heimatschutzes, war Redaktor der ausgezeichnet redigierten Zeitschrift dieses Vereins und schrieb den Prachtsband «Lebendiges Dorf – wohnliche Stadt» mit der eindrücklichen Schilderung der schönsten schweizerischen Dorfbilder. Da sein Anliegen der Erhaltung unseres Lebensraumes die allgemeine Zuneigung verdient, sei auch sein Werk herzlich empfohlen.

Heini Hofmann, ausgebildeter Veterinär und enragierter wissenschaftlicher Journalist, veröffentlichte kürzlich das reich illustrierte Werk «Die Tiere auf dem Schweizer Bauernhof». Wir wüssten keine Lektüre, die für alle Freunde der Natur und des bäuerlichen Lebens interessanter, ja spannender sein könnte, als der vorliegende reich illustrierte Band, in welchem der Verfasser wissenschaftlich zuverlässig und zugleich im unterhaltenden Plauderton den Leser mit der reichen Tierwelt, denen unsere Landwirtschaft ihre Existenz verdankt, vertraut macht.

Mögen beide Werke preislich auch etwas teuer sein, eignen sie sich ganz besonders zu Geschenkzwecken.

Landschaft – Lebensader des Tourismus

von Marco Badilatti

Über die Bedeutung des Fremdenverkehrs für unser Land sind hier nicht viele Worte zu verlieren. Der Tourismus ist heute hinter der Maschinen- und chemischen Industrie der drittwichtigste Wirtschaftszweig der Schweiz. Das lässt sich nicht nur an den über 14 Milliarden Franken, die er uns jährlich brutto einbringt, und an den 250 000 Arbeitsplätzen, die er während der Hochsaison bietet, ablesen. Es gibt dafür noch andere Hinweise: die Logiernächte, welche von 1951 bis 1983 von 20 auf 75 Millionen kletterten; die Bettenzahl der Parahotellerie, die sich von 1965 bis 1982 verdoppelte, nämlich von 361 000 auf 816 000 Betten; oder die Sportbahnen, von denen es 1960 in der Schweiz insgesamt 449 gab, während wir heute 470 Seilbahnen, 1200 Skilifte und 600 Trainingslifte zählen. Unsere Berggebiete sind von dieser Entwicklung besonders betroffen. So wird der europäische Alpenraum jährlich von 40 Mio. Touristen besucht. In der Hochsaison kommen dabei auf 7 Mio. Einwohner zeitweise 10 Mio. Besucher. Dieser Aufenthaltstourismus wird überlagert durch 60 Mio. Tagesausflügler, welche ebenfalls die 12 000 Lifte und Bahnen, die 40 000 Skipisten und die übrige Infrastruktur benützen. Manches deutet darauf hin, dass dieser Trend auch in Zukunft anhalten wird. Mit dem Ergeb-

nis, dass sich unsere Landschaft sowohl im Mittelland als auch im Berggebiet immer mehr von jenem Idealzustand wegentwickelt, den sich der stressgeplagte Tourist gerade in den Ferien wünscht.

Landschaft als Erholungsraum . . .

Aus neuesten psychologischen Forschungen über die Reisemotivation des Gegenwartsmenschen weiss man, dass wir Körper und Seele zwischen Anspannung und Ruhe zu harmonisieren trachten. Der menschliche Organismus kann weder ständig aktiv sein noch immer ruhen. Optimal scheint ein Ausgleich zwischen diesen beiden Polen zu sein, ein Mittelweg, um den wir uns ständig neu bemühen müssen. Die industrielle Zivilisationsgesellschaft erschwert uns das jedoch in hohem Masse. Einseitige Arbeiten, Reizüberflutung, Hetze, Lärm und Stress befriedigen nur einen Teil unserer Bedürfnisse, während andere brachliegen. Eine reizlose, monoton gewordene Umwelt verstärkt diese Tendenz noch. Sämtliche seit den 60er Jahren regelmässig durchgeführten Untersuchungen über die Reisemotive bestätigen, dass das «Weg vom täglichen Trott» im Vordergrund steht. Die in mancher Hinsicht widernatürliche Entwicklung unserer Industriegesellschaft veranlasst uns, ihr von Zeit zu Zeit den Rücken zu kehren, dieser Welt voller Normen, Vorschriften und Zwänge zu entsagen, um neue Lebensqualitäten zu erfahren.

So gewinnt für uns in den Ferien beispielsweise die Zeit eine völlig neue Bedeutung, finden wir zu uns selbst und zur Welt eine andere Beziehung. Im Urlaub suchen wir entweder die totale Entspannung oder den Gegensatz zu unserem gewöhnlichen Lebensstil. Wir wollen Interessen und Neigungen nachgehen, die im Alltag zu kurz kommen, wollen Neues kennenlernen, Kontakte mit andern Menschen, andern Kulturen knüpfen. Dabei ist seit einigen Jahren festzustellen, dass immer mehr Urlauber sogenannte aktive Ferien bevorzugen. Es verwundert daher kaum, dass an erster Stelle des Ferienverhaltens die Ausflüge stehen, der Aufenthalt in der Natur, in einer möglichst intakten Umwelt und Landschaft! Dem folgt die zwischenmenschliche Kommunikation, dann der Sport und erst nachher das Lesen im Liegestuhl. Wesentlich für Zufriedenheit und Glücksgefühl in den Ferien sind ein Minimum an Eigenkreativität, persönlicher Freiheit und Selbstentfaltung.

. . . und als Wirtschaftsfaktor

Nun wissen wir aber alle, dass sich unsere Landschaft sowohl im Mittelland als auch im Berggebiet von diesem Idealzustand wegentwikkelt und dass sich besonders in den letzten 30 Jahren der Konflikt zwischen Ökosystem und Zivilisation verschärft hat. Um das bezüglich der Auswirkungen des Tourismus auf die Landschaft darzulegen, wollen wir uns auf die ersten Ergebnisse des vom Schweizerischen Nationalfonds mitgetragenen Forschungsprogrammes der Unesco «Man and Biosphere» (MAB) stützen. Demnach bestimmen zwei wesentliche Faktoren die touristische Entwicklung: inner- und ausserräumliche.

Zu den innerräumlichen gehört das Bedürfnis nach Verdienst und Arbeitsplätzen in Gebieten, die sich für die Landwirtschaft und Industrie weniger eignen. Die Praxis zeigt hier, dass zu dessen Befriedigung eine bescheidene Tourismusentwicklung vollauf genügt. Bei den ausserräumlichen Faktoren steht an der Spitze die Nachfrage nach Erholung, Ferien- und Freizeitaktivität. Sie wachsen mit zunehmendem Wohlstand, vermehrter Freizeit und grösserer Mobilität der Bevölkerung. In der Regel übersteigen sie das für die betroffenen Berg- und Randgebiete wirtschaftlich Notwendige um das Vielfache. Der von aussen ausgelöste Fremdenverkehr schürt den Siedlungsbau, das Verkehrsaufkommen und die touristischen Aktivitäten ungebührlich an. So vermindert er die landwirtschaftliche Produktionsfläche, treibt zum Nachteil der einheimischen Bevölkerung die Bodenpreise in die Höhe, beeinträchtigt den Naturhaushalt und das Landschaftsbild.

Berglandwirtschaft und Tourismus geraten daher gegenseitig in eine immer grössere Abhängigkeit. Sie können sich aber auch im Interesse der Einheimischen hervorragend ergänzen. Vorausgesetzt, dass der Tourismus mit einem Minimum an Fremdbestimmung auskommt. Was heisst das? Der Fremdenverkehr soll langsam

wachsen, das Kapital sich in der Region selbst bilden, die Hotellerie in der Hand eingesessener Familien bleiben, die Transportunternehmungen von möglichst vielen Einheimischen (auch Landwirten) getragen werden, die Erträge des Fremdenverkehrs die landwirtschaftliche Existenz sicherstellen, die vorhandenen Baustrukturen für Ferienwohnungen ausnutzen, eine zurückhaltende Boden- und Neubaupolitik betreiben. Das alles fördert eine gesunde Partnerschaft zwischen Tourismus und Landwirtschaft, die kulturelle Identität der Einwohner und damit ihre Überlebensfähigkeit.

Überzüchteter Tourismus kennzeichnet sich dadurch, dass er zu rasch anschwillt und fremdbestimmt wird. Er bricht sozusagen aus heiterem Himmel in völlig unvorbereitete Landwirtschaftsstrukturen ein, arbeitet mit auswärtigem und ausländischem Kapital, spannt häufig externe Generalunternehmer ein oder verführt die einheimische Bauwirtschaft zu überrissenen Investitionen, die – um amortisiert und ausgelastet zu werden – auf dem Buckel der Allgemeinheit einen Rattenschwanz von künftigen Sachzwängen schaffen. Auch ist diese Entwicklung oft kopflastig ausgerichtet auf ein paar wenige Winterwochen; daneben sind Hotels und Appartements meist schwach bis miserabel ausgelastet, langfristige Arbeitsplätze werden keine gesichert, der Boden wird verschachert, die Landwirte geben auf und damit vergandet die Landschaft. Kurz: Es wird kaum ein Problem gelöst. Vielmehr entstehen neue – wirtschaftliche und ökologische, kulturelle und soziale.

Zur Lage im Oberengadin

Doch verlassen wir jetzt das Allgemeine und werden wir konkret: Wie steht es um das Zusammenspiel von Tourismus und Landschaft in einer unserer wichtigsten Fremdenverkehrsgebiete, im Oberengadin, in einer Region, deren Bevölkerung fast vollständig vom Tourismus abhängt und deren Landschaft daher das Grundkapital des Tales darstellt?

1960 zählten die elf Oberengadiner Gemeinden rund 10 500 Einwohner und 12 000 Gastbetten. 1980 waren es 14 700 Einwohner und 35 000 Gastbetten. Dies auf einer Gesamtfläche von 722 km² und einem für Wohnzwecke nutzbaren Talgebiet von 34 km². Die Einwohner/Bettendichte des Oberengadins hat sich in den letzten 20 Jahren mehr als verdoppelt und liegt heute mit 780 Einwohnern (bei Vollauslastung) pro Quadratkilometer Talgebietsfläche über derjenigen des Kantons Zürich mit 644 Einwohnern oder des Kantons Aargau mit 321. Würde das heute eingezonte Gebiet bis Anfang des nächsten Jahrhunderts voll ausgenutzt, wäre das Oberengadin so dicht besiedelt wie die Agglomerationsgemeinden unserer Grossstädte. Auch wenn anzunehmen ist, dass es nicht so rasch dazu kommen wird, muss die Entwicklung doch genauestens im Auge behalten werden. Dafür sprechen auch folgende Zahlen über die Veränderungen in den letzten 30 Jahren:

	1950	*1980*	*Zunahme in %*
Übernachtungen	700 000	3 Mio.	+ 329
Bergbahnen/Skilifte	3	55	+ 1733
do. Frequenzen	521 000	16,7 Mio.	+ 3240
Skipisten km	20	380	+ 1800
Langlaufloipen km	0	120	
Flugbewegungen Samedan	7 800	15 362	+ 100

Durchschnittliche	15–20Fr./m²	(1960)
Bodenpreise	100–1 000Fr./m²	(1983)

80 bis 90 Prozent aller während der beiden letzten Jahrzehnte in der Region erstellten Häuser sind als Eigentumswohnungen für Ferienzwecke abgesetzt worden. Dies gibt nicht nur aus ökologischer sondern auch aus wirtschaftlicher Sicht zu denken. Denn nach einer Studie des Schweizerischen Fremdenverkehrsverbandes von 1981 schneidet der auf Hotels und Kurbetriebe ausgerichtete Tourismus in bezug auf Arbeitsplatzbeschaffung im Verhältnis von 3:1 eindeutig und hinsichtlich der Steuerertragskraft mehrheitlich besser ab als die landschaftshungrige Parahotellerie.

Obwohl das Oberengadin gemäss dem 1983 veröffentlichten Bericht über «Räumliche Einkommensdisparitäten in der Schweiz» neben den Grossstädten und Agglomerationen Zürich und Genf zu den einkommensstärksten Regionen unseres Landes gehört, gibt ihre wirtschaftliche

Monostruktur zu denken: Nur noch 2 Prozent der Erwerbstätigen arbeiten hier in der Landwirtschaft (Landesmittel 6 Prozent), während 28 Prozent im Bau- und 38 Prozent im Gastgewerbe sowie 28 Prozent im Dienstleistungssektor ihr Brot verdienen. Die geschwächte Stellung der Landwirtschaft im Oberengadin drückt sich aber auch darin aus, dass ihr allein in den letzten 30 Jahren rund 10 Prozent der ursprünglichen Bewirtschaftungsfläche verlorengegangen sind, nämlich 300 Hektaren. Dabei handelt es sich rundweg um guten und leicht nutzbaren Boden in Dorfnähe, der für Feriensiedlungen verwendet wurde. Vergegenwärtigt man sich überdies, dass etwa Dreiviertel der hiesigen Landwirtschaftsfläche von den Bauern nur gepachtet sind und berücksichtigt man daneben noch die steigenden Bodenpreise auf einem für alpine Verhältnisse bereits sehr hohen Niveau, ist eines unschwer vorauszusehen: Die landwirtschaftlichen Probleme dürften sich hier rasch unerfreulich vergrössern.

Wie steht es im Unterengadin?

Etwas anders liegen die Verhältnisse im Unterengadin und im Münstertal. Während das Unterengadin wegen seines relativ milden und trockenen Klimas gegenüber dem Oberengadin landwirtschaftlich schon immer etwas bevorteilt war (früher ausgedehnter Ackerbau), hat es touristisch nie mit dem oberen Engadin Schritt halten können. Der Sonderfall Schuls bestätigt höchstens diese Regel. Daran «schuld» dürfte einerseits die Topographie sein mit den steilen und bewaldeten Talflanken, die sich für den Wintersport weniger gut eignen. Anderseits hat da wohl auch die verkehrsmässige Randlage des Unterengadins eine wesentliche Rolle gespielt. Umgekehrt erfreut sich der landschaftlich weitaus weniger belastende Sommer (= Wander-)tourismus im Unterengadin – nicht zuletzt durch die Errichtung des Nationalparkes in dieser Region – grosser Beliebtheit. So zählt das Unterengadin heute dennoch zu den wichtigsten Fremdenverkehrsgebieten des Kantons Graubünden.

Sieht man von Schuls ab, haben sich deshalb in dieser Landesgegend die Eingriffe in die Umwelt bis heute in Grenzen gehalten. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, die Region Unterengadin-Münstertal gehöre zu den intaktesten Gegenden der Schweiz. Und zwar betrifft das sowohl die Landschaft als auch die Ortsbilder. Freilich ist auch hier die Zeit nicht stillgestanden. Der starke Strukturwandel in der Landwirtschaft beispielsweise hat da deutliche Spuren hinterlassen. Der Ackerbau ist zugunsten der Viehzucht stark zurückgegangen. Die bäuerlichen Betriebe sind rationalisiert und zusammengelegt worden. Das hat das Gesicht der einstigen Kulturlandschaft um viele Reize gebracht und bedeutete zugleich für manche Familie das Ende ihrer bäuerlichen Tradition. Sie wanderten ab, zurück blieben zahllose leerstehende Wohn- und Stallräume. Viele von ihnen wurden nach und nach von Unterländern und Ausländern erworben und zu Zweitwohnungen umgestaltet. Damit konnten mancherorts neue Siedlungen und der damit verbundene Bodenverschleiss vermieden werden. Aber das Potential an leeren und zerfallenden Häusern ist gerade im Unterengadin nach wie vor gross und bereitet im Hinblick auf die Erhaltung der historischen Bausubstanz und die kargen Mittel der öffentlichen Hand für die Belange der Denkmalpflege und des Heimatschutzes etwelche Sorgen. Ohne die touristische Alternative wäre es schlecht um sie bestellt.

Auf der andern Seite lauern auch im Unterengadin seitens des Fremdenverkehrs nicht zu unterschätzende Gefahren. Da sind die nach wie vor grosszügig bemessenen Bauzonen. Da finden sich in der regionalen Entwicklungsplanung verschiedene Projekte zur Förderung des Skisportes in der Region. So verständlich es ist, dass das Unterengadin in Zukunft etwas mehr vom helvetischen Wintertourismus-Kuchen abbekommen möchte, so eindringlich muss an die damit verbundenen Folgen erinnert werden. Im Rahmen des Forschungsprojektes «Soziale Belastung durch Tourismus in Berggebieten» weisen die Autoren Walder und Werder eindrücklich den Zusammenhang zwischen skitouristischer Erschliessung und der Bautätigkeit im Bereiche der Parahotellerie nach.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an die Feriensiedlung «Tulai» in Scuol, wo deutsches Kapital vor 10 Jahren die Gemeinde regel-

recht überrumpelte und ihr eine bauliche Greueltat sondergleichen hinterliess. Mehr noch: die damit verbundene Bodenpreistreiberei hat auch soziale und politische Wunden geschlagen, die der Gemeinde heute noch zu schaffen geben.

Künftige Belastungsproben

Zunehmende Konflikte mit der Landschaft ergeben sich im ganzen Engadin noch anderweitig: Zu denken wäre da an die touristischen Transportanlagen und an die Folgen ihrer Benützung durch den Menschen (Stichworte: Geländeplanierungen, Vegetationsstörungen im Skipistenbereich, Waldschäden, Störung der Tierwelt). Wiederanpflanzungen können die ursprüngliche Vegetation nicht vollwertig ersetzen (Uni ZH)! Erwähnen wir ferner die Auswirkungen des motorisierten Verkehrs. Durch den Ausbau der Zufahrtsstrassen wird der Zubringer- und Durchreiseverkehr im Engadin bis zur Jahrtausendwende merklich anwachsen. Experten rechnen bis zu 30 Prozent. Die neue Walensee-Autobahn, die N 13 im Domleschg und das Vereina-Flüela-Projekt werden das Engadin enger mit den schweizerischen Ballungszentren verbinden. Das wird es für den wirtschaftlich keineswegs sehr interessanten Wochenendtourismus attraktiver machen und dürfte eine Kette von problematischen Impulsen auslösen. Dies um so mehr, als in Italien die Comerseestrecke und in Tirol der Abschnitt Innsbruck–Landeck ebenfalls ausgebaut werden und damit das Engadin für die dichtbesiedelte Lombardei und den süddeutschen Raum noch attraktiver wird – und sei's nur als Transittal! Das könnte das klassische Feriengebiet bald empfindlich stören und zu einer drastischen Einbusse seines Erholungswertes führen.

Umdenken im Gange

Dies alles könnte zum Schluss verleiten, man sei sich im Engadin bislang der Problematik einer forcierten Tourismusförderung zu wenig bewusst gewesen. Ich weiss wohl, dass dem nicht so ist, dass hier im Vergleich mit andern Regionen schon früh Fehlentwicklungen begegnet worden ist. Die Bauordnungen und Zonenpläne verschiedener Gemeinden wurden im Sinne des Landschaftsschutzes modifiziert, und es wurden bedeutende Schutzverordnungen erlassen. Auch die von vielen Gemeinden freiwillig eingeführte Nullquote beim Grundstückverkauf an Personen im Ausland (Lex Furgler) bestätigt, dass weite Teile der Bevölkerung die Gefahr erkannt haben und nicht mehr bereit sind, alles Machbare zu tun. Ich denke weiter und konkret etwa

- an die grossangelegte Auszonungsaktion in Sils, mit der die überbaubare Fläche um 83 Prozent verkleinert wurde und damit die Silser Ebene vor der endgültigen Verschandelung verschont geblieben ist;
- an die Revision des Baugesetzes in Bever, das dem Zweitwohnungsbau im Interesse der einheimischen Bevölkerung rigoros zuleibe rükken will;
- an den Schutz des Rosegtales vor einem unsinnigen touristischen Entwicklungsprojekt;
- an die Verbindung von landwirtschaftlicher Melioration und Landschaftsschutz im Münstertal;
- an die seit Jahrzehnten unter grossen Opfern für die Hauseigentümer fortgesetzte Pflege der Ortsbilder von Guarda und Ardez.

Es wäre jedoch leichtsinnig, wenn wir glaubten, alles habe sich zum Besten gewendet und wir müssten uns im Blick auf die Zukunft nicht sorgen. Wer die Entwicklung der letzten 100 Jahre überschaut, der stellt nämlich fest, dass unsere Orts- und Landschaftsbilder immer schubweise bedroht wurden. Denn wirtschaftskonjunkturelller Zyklus und Landschaftszerstörung hängen eng zusammen. Da aber Boden und Landschaft unvermehrbare Güter sind, müssen wir sie durch entsprechende Massnahmen solchen schwankenden Einflüssen weitestmöglich entziehen. Verpassen wir das, werden wir immer wieder überrumpelt und müssen wir zum unbeliebten Notrecht greifen. Dieses aber kommt meistens zu spät. Das ist umso bedauerlicher, als wir heute nicht nur über die landschaftlichen Folgen, sondern aufgrund einer Studie des Schweizerischen Fremdenverkehrsverbandes von 1981 auch einiges mehr über die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen des Zweitwohnungsbaues wissen. Demnach schneidet der auf Hotels und Kur-

betriebe ausgerichtete Tourismus in bezug auf Arbeitsplatzbeschaffung im Verhältnis von 1:3 eindeutig und hinsichtlich der Steuerertragskraft mehrheitlich besser ab als die landschaftshungrige Parahotellerie.

Schlussfolgerungen

Ich erwähne das nur, um zu zeigen, dass wir uns leider nicht allein auf Gesetze stützen können, wenn wir eine längerfristig wirksame Landschaftspolitik betreiben wollen. Es braucht daneben vor allem einen klaren politischen Willen seitens der einheimischen Bevölkerung, moralische Standhaftigkeit und die Bereitschaft, die reichlich vorhandenen Rechtsmittel auch auszuschöpfen, durchzusetzen. Dabei hat die einheimische Bevölkerung in erster Linie selber über ihre Heimat nachzudenken. Sie muss sich darüber klar werden, was ihr diese Landschaft wert ist, was sie daraus machen und wie sie ihr Umweltproblem Nummer eins, die schleichende Landschaftserosion, lösen will. Dies etwa indem sie

- mehr den Individual- statt den Massentourismus pflegt, denn er entspricht der Forderung «von, mit und für Einheimische» besser und schont erst noch die Landschaft;
- die planerischen und rechtlichen Rahmenbedingungen zu ihrer Erhaltung frühzeitig schafft und sie laufend überwacht und notfalls anpasst;
- vorhandene Bausubstanz ausschöpft, bevor neue Bauzonen für Fertighäuser oder Zweitwohnungen errichtet werden;
- neue Bauten und Anlagen strikte dem Landschafts- und Ortsbild anpasst und die traditionelle Kulturlandschaft pflegt, denn sie ist gesuchter denn je;
- das touristische Gebiet nach seiner Nutzung ordnet: Skigebiete, Landschaftsschutzgebiete und ökologische Nischen ausscheidet;
- der einheimischen Landwirtschaft den Rükken stärkt, denn Tourismus und Berglandwirtschaft brauchen sich gegenseitig;
- die einseitige Abhängigkeit vom Fremdenverkehr womöglich abbaut und die Wirtschaftsstruktur diversifiziert;
- kurz: mehr in ökologischen Zusammenhängen als in ökonomischen Zielgeraden und Kurven denken, entscheiden, handeln.

Vergessen wir aber eines nie – und damit komme ich zum Schluss; aller redliche politische Wille, alle Paragraphen, alle Planung, alle Schutzvorkehrungen und Finanzierungsmodelle sind langfristig nur soviel wert, wie der Geist, der ihnen zugrunde liegt. Und dieser wird nur Früchte tragen, wenn er wurzelt in einem tiefen Verantwortungsbewusstsein für die Gemeinschaft und für unsere Umwelt im weitesten Sinn.

Das Bauernhoftier und wir

von Heini Hofmann

Für die meisten Leute von heute sind die Nutztiere – leider – bereits zu unbekannten Lieferanten täglicher Konsumgüter geworden. Das Tier verschwindet hinter dem Produkt. Deshalb, aber auch wegen unserer einseitigen Faszination für exotische Wildtiere, sind uns die einheimischen Nutztiere immer mehr entfremdet. Langsam jedoch bahnt sich ein Umdenken an: denn schliesslich stellt die Nutztierhaltung den Grundpfeiler unserer Landwirtschaft dar, von der wir leben.

Tierliebe ohne Sentimentalität

Er, der Bauer ist es, der sich zusammen mit Familienmitgliedern und treuen Helfern ums liebe Vieh kümmert, jahraus, jahrein, bei jedem Wetter, es füttert und pflegt, melkt und striegelt, jeden Morgen in aller Frühe im Stall steht, seinen letzten Blick am Abend auf die Tiere richtet und zu jeder Nachtzeit aufsteht, wenn ein Tier wehklagt oder sich bei der Geburt schwertut, und der schliesslich das Vieh auch auf seinem letzten Gang begleitet.

Dadurch hat er wohl das innigste, ehrlichste, aber auch verantwortungsvollste Verhältnis zum Nutztier. Er liebt sein Vieh ohne falsche Sentimentalität.

Wir haben alle Mist am Ärmel

Dessen dürfen wir eigentlich stolz sein! Einst waren wir nämlich ein Volk von Hirten, waren mit den Tieren, die wir nutzten, aufs engste verbunden. Beide Teile dieser Schicksalsgemeinschaft waren voneinander abhängig. Doch längst ist der Grossteil von uns vom Miststock herabgestiegen, hat den Kühermutz an den Nagel gehängt und einen schollenfernen Beruf ergriffen. (Lacht bitte nicht, verehrte Leserin und lieber Leser; denn wenn Ihr weit genug zurückschaut, werdet auch Ihr unter Euren Vorfahren solche auf dem Miststock finden! . . .)

Doch seitdem sich die Sennennation zum Industriestaat durchgemausert hat, verblieb nur ein kleiner Teil der Bevölkerung in der Landwirtschaft, und nur eine kleine Minderheit ist auserkoren, die Verantwortung über jene Tiere zu tragen, die uns alle nähren, kleiden und für uns arbeiten.

Die verlorengegangene Beziehung

Anders bei den Nichtlandwirten: Die moderne Gesellschaft hat – notgedrungen – kein direktes und daher oft sogar ein gestörtes Verhältnis zum Nutztier. Zwei Seelen wohnen, ach, in unserer Brust: Wir schwärmen von den Tieren, während wir an ihren Knochen nagen. Den Partner Nutztier kennen wir praktisch nur noch als anspruchsvolle Konsumenten seiner Produkte.

Doch verunsichert kann man ja nur über etwas sein, das man nicht kennt. Aber eben: Noch nie zuvor war das Nutztier vom menschlichen Alltag derart ausgeklammert, dem Nichtbauern so sehr entfremdet. Früher wohnte er mit ihm unter einem Dach, fütterte und hegte es, nutzte und schlachtete es aber auch in eigener Verantwortung. Heute fehlt den meisten von uns diese hautnahe, partnerschaftliche, von Überlegenheit und Dankbarkeit gleichermassen erfüllte Beziehung zum Nutztier.

Diktat der Wirtschaftlichkeit

Einst war es Alltagserlebnis, das Gackern der Hühner, das Grunzen der Schweine und das Blöken der Schafe. Auf den Weiden bimmelten die Kuhglocken, und frühmorgens ertönte der Hahnenschrei. Die Haustiere zeigten sich im Freien, machten sich bemerkbar, optisch, stimmlich und oft auch geruchlich.

Doch die Menschheit wuchs, ihr Hunger wurde grösser. Das Diktat der Wirtschaftlichkeit wandelte die extensive Tierhaltung zur intensiven Tierproduktion. Viele Nutztiere verschwanden hinter den Mauern von Massentierhaltungen, die kleinen Schlachtlokale mit der offenen Tür zur Strasse wichen den uneinsehbaren, monströsen Regionalschlachthöfen, wo an hochtechnisierten Schlachtstrassen die Partner Nutztiere als namenlose Eiweissspender am Förderband enden . . .

Eine Frage ohne gültige Antwort

Unser Verhältnis zum Nutztier ist und bleibt von einem Widerspruch umgeben, mit dem wir, jeder für sich selbst, fertig werden müssen. Er liegt darin begründet, dass wir von der Natur für gemischte Nahrung programmiert worden sind.

Deshalb die tragische Verflechtung von Pflege des lieben Viehs zuerst und Schlachtung des armen Viehs danach. Was wir liebevoll hegen, müssen wir aufgrund unseres Ökosystems hernach ans Messer liefern. Vielfältige philosophische und religiöse Überlegungen hiezu sind lediglich Ausdruck für die menschliche Ratlosigkeit in dieser zentralen Daseinsfrage, auf die keiner eine gültige Antwort weiss.

Arme, verkehrte Welt!

Der Durchschnittsschweizer verzehrt pro Jahr bereits an die 90 Kilogramm Fleisch. Das sind – abgesehen von Kleintieren, Geflügel, Wild, Fisch und Importware – über drei Millionen Schweine und je rund 400 000 Kälber und erwachsene Tiere des Rindergeschlechts. Das Nutztier lebt für uns und wir von ihm. Es stirbt für uns – und das verpflichtet.

Umgekehrt gibt es heute bereits Leute, die sich über nächtliches Kuhglocken-Friedensgeläute beschweren, ja sogar Prozesse führen deswegen. Verkehrte Welt, wo Menschen in den Ferien das Landleben aufsuchen, der letzten Kuh vor dem Stadtrand jedoch das Glockentragen verbieten, obschon dies ein altüberliefertes, ungeschriebenes Recht derselbigen ist!

Arme Welt voller gestresster Menschen! Wenn das so weitergeht, müssen Pferde bald Schalldämpfer an den Hufeisen tragen, werden Hunde ohne Stimmbänder gezüchtet und Katzen obligatorisch künstlich besamt werden müssen; denn der Hufschlag der Rosse, das Hundgebell und das Liebesgeschrei der Katzen könnte ja seine Majestät, den Menschen, aus dem Schlafe schrecken . . .

Zurückschrauben der Ansprüche

Umgekehrt hilft aber auch ein sentimentales Verhältnis zum Nutztier diesem nicht. Echte, der Kreatur dienende und nicht bloss den Menschen befriedigende Tierliebe setzt Sachkenntnis voraus, beim Produzenten wie beim Konsumenten.

Nur so können wir uns erfolgreich für die Erhaltung artgerechter Lebensbedingungen der uns untertan gemachten Tiere einsetzen. Und dies wiederum bedingt beim Tierhalter beste Betreuung seiner Schützlinge und beim Konsumenten ein Zurückschrauben seiner Ansprüche bezüglich tierischer Produkte.

Ganz ohne Liebe geht es nicht

Doch zurück zu Bauer Noah: Man liest in den Gazetten oft ausschliesslich von den vereinzelten Negativbeispielen in der Tierhaltung. Keiner spricht davon, dass die grosse Mehrheit der Tierhalter und vor allem auch der Tierzüchter sehr an ihren Tieren hängt, so sehr, dass zuweilen einer seine Flora umarmt, wenn er sich von ihr trennen muss – und dabei heimlich eine Träne vergiesst.

Was nützte uns auch eine computergesteuerte, maximal leistungsfähige Tierproduktion bar jeglicher Tradition im liebevollen Umgang mit ihr? Tierhaltung und Tierzucht, selbst modernste industrielle Tierproduktion sind nicht denkbar ohne Gefühle, sagen wir es ruhig, ohne etwas Liebe zur Sache; denn diese Sache ist immerhin eine lebende, uns anvertraute.

Kulturgut von nationaler Bedeutung

Wir sind stolz auf all unsere landschaftlich geprägten Häusertypen, die Volksbräuche und Trachten, auf Kunsthandwerk und Volksmusik. Zu deren Erhaltung wird vieles getan. Doch fehlt in dieser Auflistung der als wertvoll erachteten Kulturgüter nicht etwas Entscheidendes – unsere Haus- und Nutztiere?

Tatsächlich, eine ganz besonders wertvolle, schöpferische Leistung unserer Vorfahren ist uns kaum bewusst, nämlich die Herauszüchtung lokaler, auf die Landschaft geprägter, wunderschöner Nutztierrassen.

Sie entstanden nicht durch blosses Nützlichkeitsdenken, sondern aus klimatischen und geografischen Bedingungen einerseits und durch – man möchte fast sagen – Kultur- und Kunstverständnis der Tierzüchter andererseits. Das offenbart sich in der einmaligen Formgebung und Färbung unserer Rassen, gleich wie dies im toten Stoff der Architektur oder des Kostüms zum Ausdruck kommt.

Tierzucht ist eine Kunst

Was heisst eigentlich «züchten»? Männlein und Weiblein zusammenbringen, Täubin und Tauber, Zibbe und Rammler, Sau und Eber, Aue und Widder, Stute und Hengst – und auf den Nachwuchs warten? Das ist zu einfach.

Tiere halten und sie vermehren heisst noch nicht, mit ihnen züchten; denn Zucht bedeutet die Verfolgung eines Zieles: Rassenreinheit zum Beispiel, Schönheit vielleicht – oder eben Leistung. Züchten bedeutet Formen und Gestalten von lebenden Wesen. Man kann es auch Kunst nennen.

Vieles wird aus dem Gespür heraus gemacht in der Tierzucht, manches aber auf wissenschaftlicher Basis, doch alles gehorcht den Gesetzen der Genetik (Vererbungslehre), ob mit oder ohne Wissen des Züchters. Tierzucht erfordert Geduld und Ausdauer – und wohl auch etwas Geld, vor allem aber eine schöpferische Ader. Haustierrassen sind Leben gewordene Skulpturen. Kunstgegenstände jedoch sind kostbar und können verlorengehen.

Es gibt aussterbende Haustierrassen!

Die Medien bringen uns die traurige Kunde gefährdeter Wildtierarten fast täglich ins Haus, und es gehört nachgerade zur gehobenen Schulbildung, darüber Bescheid zu wissen. Wo aber bleibt der Aufschrei bezüglich aussterbender Haustiere? Und die gibt es tatsächlich!

Natürlich muss man das in den grossen Zusammenhängen betrachten. Weil alteingesessene, ursprüngliche Haustierrassen in ihren Leistungen den modernen Produktionsanforderungen und Konsumentenansprüchen nicht mehr gerecht zu werden vermögen, werden sie, ja müssen sie verändert und auf eine höhere Leistung gezüchtet werden. Das ist, so es in einem vernünftigen Rahmen bleibt, weder verwerflich noch schlecht.

Auch in anderen Lebensbereichen schafft der Mensch Neues. Seitdem Wildtiere in den Haustierstand überführt wurden, hat man sie ständig weiter verändert und der aktuellen Mensch-Tier-Situation angepasst. Haben nicht auch wir selber uns vom vierschrötigen Neandertaler (Urmensch) zum modernen Menschen der Jetztzeit gewandelt? Schauen wir doch einmal in den Spiegel der Vorzeit: Wir erkennen uns kaum mehr!

Vom Nutztier dagegen erwarten wir gerne, dass es unsere Bilderbuchvorstellungen nicht verunsichere. Und trotzdem darf man die Originalrassen nicht einfach versanden lassen; denn ihr Erbwert könnte eines Tages Gold aufwiegen und Sackgassen öffnen!

Ein Haustierzoo im Land der Hirten?

Mit einigen Haustierrassen sind wir schon soweit, dass sie bald nur noch im Zoo eine Überlebenschance haben. Man ist daher heute daran, ernsthaft zu überlegen, in der Schweiz einen Haustierzoo zu eröffnen. Und dies im gelobten Land der Hirten!

Schon bei unseren kleinsten Haustieren, den Bienen, herrscht ein unvorstellbares Rassendurcheinander. Unsere angestammte Honigbiene beispielsweise, die schwarze Landrasse, ist praktisch hoffnungslos verbastardiert. Den schönen Schweizer Farbentauben gab man auf dem modernen Bauernhof den Lauf- oder, besser gesagt, den Flugpass. Wer nicht rentiert, ist nicht gefragt.

Eine unserer schönsten Ziegenrassen, die Pfauenziege, die nur noch in einigen Dutzend reinrassigen Exemplaren in den Bündner und Tessiner Bergen existiert, kennen nicht einmal mehr alle Fachleute. Auch andere Gebirgsziegen- und Bergschafrassen behaupten sich in einer Welt des Leistungsdenkens nur noch schwerlich. Das Tavetscherschaf beispielsweise ist bereits Legende. Dem Hippojeep unserer Berge, dem Maultier, hat man – fünf vor zwölf – bereits ein Denkmal errichtet . . .

Extravagante Überlebensstrategien

Selbst unsere Originalrinderrassen, Paradestücke kultureller Leistung des helvetischen Hirtenvolkes, müssen heute um ihre Lebensberechtigung kämpfen. Der «Ranz des vaches», einst Lobgesang auf die schwarzbunte Milchkuh aus dem Freiburgischen, gilt heute einer Toten; denn in den Adern des modernen, durch Verdrängungskreuzung entstandenen Schwarzfleckviehs fliesst nicht mehr mancher Tropfen Originalblut. Fremdländisches verdrängt überall Bodenständiges.

Die Walliser Schwarzhalsziege und das Walliser Gebirgsrind, der Eringer, haben bereits alternative Überlebensstrategien entwickelt, eine neue Art ökologischer Nischen (Überlebensmöglichkeiten) entdeckt, abseits von Bauernhof und Sennhütte. Die Schwarzhalsziege ist ihrer Fabeltierfärbung wegen vermehrt gefragtes Ausstellungsobjekt in zoologischen Gärten geworden (man zahlt zwar Eintritt, muss sich aber nicht mehr auf die Berge bemühen, um ihrer ansichtig zu werden . . .).

Bei den Eringern ergriffen die Kühe die Initiative und verschrieben sich mit den bekannt gewordenen Walliser Kuhkämpfen dem Folkloretourismus: Weiberkämpfe statt Milchleistungszirkus! . . . Hier spenden die Männer wohl noch den Samen, die Frauen aber erhalten die Rasse durchs Showgeschäft . . .

Ohne Tiere wäre unser Leben trist

Kurz: Der Stellenwert der Nutztiere in unserer Zivilisation führt weit über bloss wirtschaftliche Momente hinaus. Haustiere, das darf man füglich behaupten, sind eine der grössten kulturellen Leistungen der Menschheit, und sie haben umgekehrt zu allen Zeiten menschliche Kultur und Zivilisation beeinflusst: im täglichen Leben, in Brauchtum und Folklore, in Kunst und Kunsthandwerk, in Wissenschaft und Forschung.

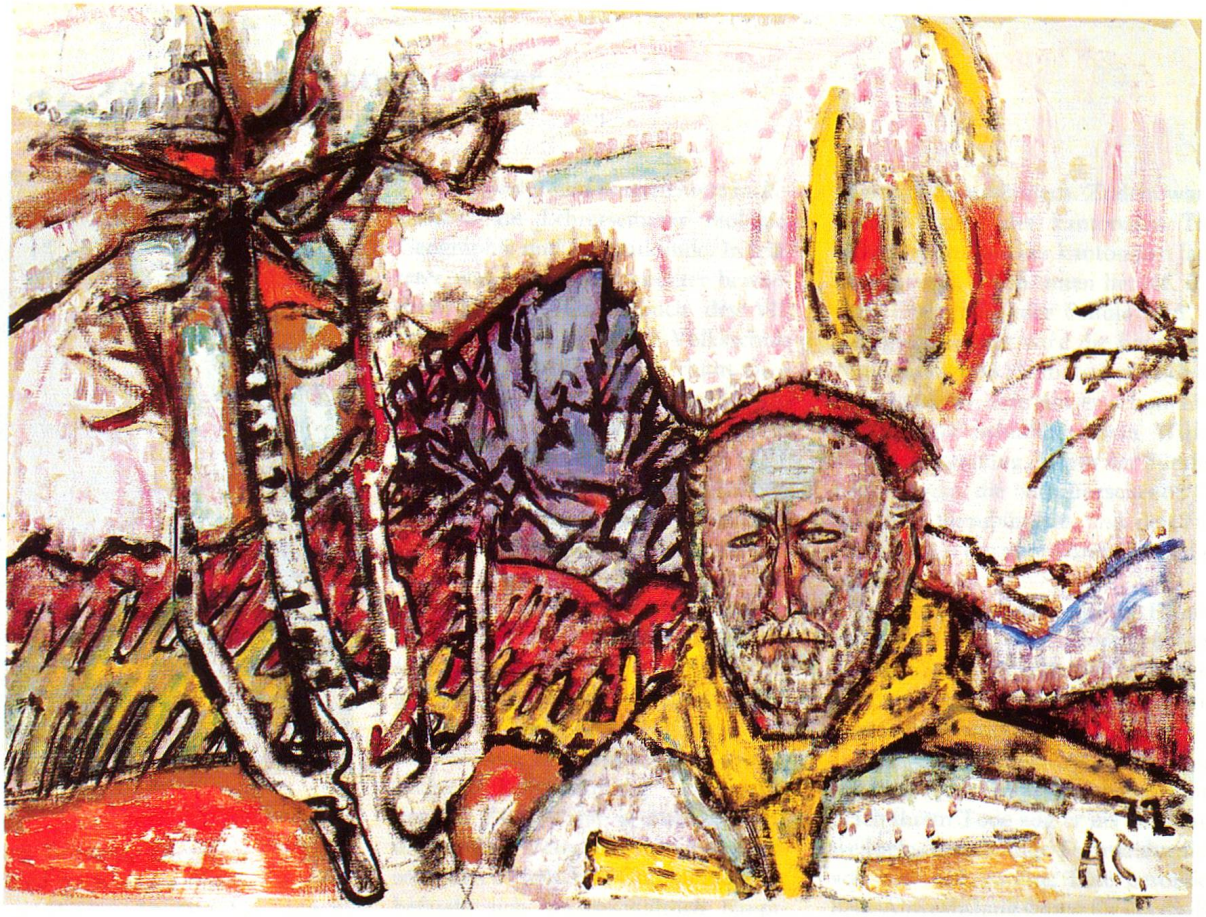
Ohne diese Impulse wäre unser Leben um einiges farbloser.

Auf die Grenzen unseres Landes bezogen ist es der stolze Reigen der einheimischen Nutztierrassen, die unser Leben mitbestimmen: vier einheimische Rinderrassen, drei offizielle Pferderassen, zwei Schweizer Schweinerassen, sieben helvetische Ziegen- und vier Schafrassen, ganze 35 Kaninchenrassen, sage und schreibe 147 Gross- und Zwerghuhnrassen, 17 Enten- und acht Gänserassen, verschiedene Perl- und Truthühner, über zwanzig Farbentaubenrassen, ja sogar vier einheimische Bienenrassen, ebensoviele Schweizer Sennenhunde, nicht zu vergessen die ebenfalls helvetischen Bernhardiner und die Vielfalt der Bauernhofkatzen.

Kurz: lebendiges, tierliches Kulturgut, dessen Kostbarkeit man noch viel zu wenig erkannt hat. Und dies, obschon etliche unserer Haustierkreationen den guten Ruf unserer Tierzucht via Export rund um die ganze Welt trugen, beispielsweise die braunen und die rotgefleckten Kühe, verschiedene Ziegen und auch Sennenhunde: lebende Werbeträger für unser Land!

Auch die Landwirtschaft ist dem Wandel der Zeit unterworfen. Die Idylle (oberes Bild), wo der Stier in der Herde die brünstigen Kühe im Weidesprung belegt, trifft man nur noch selten an. Moderne Viehzucht ist programmierte Wissenschaft. Dies belegt der Blick (unteres Bild) in eine Samenbank (Samenlager einer Besamungsstation), wo der männliche Kraftstoff in flüssigem Stickstoff bei –190° C gelagert wird.

(Bilder: Hans Krebs und BSN)



Alois Carigiet: «Der Maler und sein Berg»